Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **33 (1951)**

Heft 35

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 31. August 1951 — Erscheint jeden Freitag — 33. Jahrgang Nr. 35

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Bahnhofstraße 89, Zürich 1, Telephon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Frau und Presse

Presse — ist nichts anderes als die von der Buchdruckerpresse abgeleitete Bezeichnung für sämtliche Zeitungen, Zeitschriften und das damit zusammenhängende Nachrichtenwesen. Wenn wir das Wort Presse hören, denken wir wohl in erster Linie an die grossen Tageszeitungen mit ihrem politischen und wirtschaftlichen Teil, der Rubrik «Lokales», dem Feuilleton, den verschiedenen Sonderseiten über spezielle Gebiete, den Bilderbeilagen.

Schon wiederholt wurde behauptet, dass die Frauen im Ausland am Wesen der Presse und deren Erzeugnisse lebhaft interessiert sind, dass sie dazu in einem Verhältnis bejahenden Kontaktes stehen. Es ist nämlich gar nicht gesagt, dass unsere ausländischen Frauenschwestern, sei es nun im Norden oder im Süden oder schliesslich im Nachbarlande Frankreich, viel mehr Zeit zum Lesen von Zeitungen und Zeitschriften zur Verfügung haben. Aber es hat sich, wenn man diesen Frauen begegnet oder in ihrem eigenen Lande mit ihnen ins Gespräch kommt, gezeigt, dass es ihnen ein Bedürfnis ist, sich durch das Mittel der Presse zu orientieren, sich in aufschlussreiche, belehrende, interessante Abhandlungen oder Artikel zu vertiefen, sich mit dem darin Gesagten auseinanderzusetzen und dann darüber zu diskutieren. Auch werden sie viel leichter und rascher, entschlossener und mutiger, als wie die Schweizerin dies tut, zur Feder greifen, um dem verantwortlichen Redaktor oder der Redaktorin ihre eigene Meinung über die behandelte Sache kundzutun. Es ist ihr Wunsch und Wille, zu erfahren, zu wissen, zu lernen, am Geschehen im kleinen und grossen teilzuhaben, auf alle Fälle aber möchten sie sich vom vibrierenden Prozess, den man das Leben nennt, so konflikt- und kampfreich dieses auch sein mag, nicht ausgeschlossen wissen. Im Gegenteil — es drängt sie, zu vernehmen, wie denn die andern Menschen ihre Probleme meistern. Sie möchten wissen, wie z. B. die Frauen und Mütter Indiens leben, die Kinder in Spanien, die Arbeiterinnen, die in der Po-Ebene beim Reis-Anpflanzen beschäftigt sind, welches z. B. das Schicksal englischer Bergarbeiterfrauen, nordischer Seeleute oder der heutigen Auswanderer nach tropischen Ländern sei.

«Wir haben keine Zeit», ist oft der erste Einwand, der die Ablehnung der Frau der Presse dem Lesen der Zeitung gegenüber bekräftigen soll, obwohl bei einigermassen kluger und richtiger Einteilung dieses köstlichen, uns zu voller Nutzung zur Verfügung stehenden Gutes schliesslich auch die Lektüre der Tageszeitung, einer Unterhaltungs- oder Fachzeitschrift, eines Buches möglicherweise — noch ins Programm hineingehen sollte. Eine Viertelstunde abends, am Samstag, wenn die Arbeit getan ist, am Sonntag ... «Wir sind müde». — Vernünftiges Zeitungslesen braucht nicht unbedingt zu ermüden, sondern vermag im Gegenteil zu beleben und zu entspannen, wenn wir nur zu dem uns Gebotenen die richtige Beziehung zu schaffen verstehen, wenn wir überhaupt das ehrliche Verlangen haben, etwas zu vernehmen, etwas zu lernen, uns mit etwas zu befassen. «Wir gehen lieber ins Kino ...» Ja, warum nicht? Doch, ist nicht just diese Dokumentation manchmal etwas zu flach und vor allem viel zu rasch vor sich gehend? Was viele als Wohltat empfinden, «einfach so dazusitzen und das bunte Geschehen zieht an unseren Augen vorüber», muss eigentlich als ein Mangel bezeichnet werden, dem nicht zuletzt die Schuld an viel Verflachung in die Schuhe geschoben werden kann. Ist es denn nicht vor allem das geschriebene Wort, das uns zu gedanklicher Auseinandersetzung zwingt, das uns aufruft, weckt und fesselt, das schliesslich, wie Tolstoi sagt, «etwas in der Seele geschehen» lässt. Wir hören auch: «Der Vater sagt mir schon, was in der Zeitung steht.» Wieder ist dies richtig, wenn nicht gar überhaupt in Ordnung, aber — wird denn der Vater — das wäre also der Ehemann — uns akkurat über das, was wirklich uns interessiert, etwas erzählen? Wird er immer ausnahmsweise mit den genau selben Ausführungen von allem Anfang an einverstanden sein, mit welchen auch wir einig gehen können? Lehnen wir uns wohl nicht ein ungerades Mal über eine Mitteilung, einen Kommentar, den er billigt oder sogar übergeht, berechtigterweise auf? Wir sollten uns doch lieber selbst hinter die Lektüre machen und uns so unser eigenes Urteil bilden, lebendige Menschen dieser Zeit, in welcher wir leben, zu der wir gehören, aus deren Chaos und Wirrnis wir gläubig, mutvoll und geduldig ein Neues aufzubauen versuchen sollten, wir Frauen.

Es sei zugegeben, dass ein weiterer Einwand, jener nämlich, dass die Artikel nicht selten geschraubt, schlecht verständlich, mit Fremdwörtern gespickt oder auch unverzeihlich langweilig, im Tone des Schulmeisterns, geschrieben seien, der Berechtigung nicht entbehrt. Immerhin ist es nicht die Regel, dass deswegen das Lesen der Zeitung zur unüberwindbaren Schwierigkeit wird, und es bedürfte oft bestimmt nur einiger Ausdauer, einigen guten Willens, um nicht gleich von einem Stück wohldokumentierter Schilderung, die sich vielleicht etwas langfädig einleitet, die Zeitung wegzulegen und enttäuscht zum Kriminalgeschichtenheft oder zum Kreuzworträtselkalender zu greifen.

Die Frauen für die Presse zu interessieren ist eine Erziehungssache, der schon innerhalb der Familie, in den oberen Klassen der Schule, in Fortbildungs- und Berufsschulen die nötige Aufmerksamkeit geschenkt werden muss.

Es wäre aber falsch, aus dem hier Gesagten die Meinung abzuleiten, dass bei uns die Frauen in überwiegender Mehrzahl, ja, dass sie in ganz besonderem Masse der Presse und ihren Erzeugnissen negativ oder uninteressiert gegenüberstehen würden. So ist es nicht. Zu Stadt und Land, einzeln oder in Gruppen gesammelt, haben sie dazu als zu einem anerkannten Mittel der Aufklärung, der Information, zu einem wichtigen kulturellen Faktor im Leben unseres Staates eine sehr gute Beziehung, die ihnen viel Bereicherung bedeutet. Es gibt mehr geübte Zeitungsleserinnen als man glaubt, die sich im Wesen der Zeitung flott auskennen. Aus einem Leitartikel, aus den Berichten des Auslandredaktors, auf Grund dessen, was im volkswirtschaftlichen oder im Handelsteil eines Blattes gesagt wird, sind sie imstande, sich rasch ein Bild des gesamten augenblicklichen Standes der Dinge zu machen. Es ist ganz klar, dass sie sich auch auf dem Gebiete des Frauenschaffens gerne orientieren, was in Familie und Heim, in der Gemeinde, den Erwerb, den Beruf der Frau betreffend, alles geschieht, was es im Bezirk des Unterrichtes, der Fürsorge des Rechts, des wissenschaftlichen und künstlerischen Wirkens und Lebens neues gibt. Sie werden sich darüber mit ihrem Gatten, mit den aufwachsenden Söhnen und Töchtern, mit der Freundin, der Nachbarin, der Kollegin aussprechen. Es ist nur gut, wenn in allen Kreisen unseres Frauen-Volkes zu Stadt und Land viele solcher Diskussionen stattfinden, die in sich wiederum den Keim zu neuen und guten Ideen bergen können.

Nun noch ein Wort über die als Redaktorin und Journalistin für die Presse arbeitende Frau ... Schon im 18. Jahrhundert — dies hauptsächlich in Deutschland und Frankreich — treffen wir die auf diesem Gebiet beschäftigte Frau an. Es war die bekannte Luise Otto-Peters, die im 19. Jahrhundert in Deutschland die erste Frauenzeitung gründete. Zur selben Zeit gab in Frankreich Margarethe Durand eine politische Tageszeitung heraus, deren Leitung, Geschäftsführung und Redaktion ausschliesslich von Frauen besorgt wurde, während aber auch in der Setzerei nur Frauen beschäftigt wurden, die man in einer besonderen Schule gründlich für ihren Beruf ausbildete. Von einer Auslandkorrespondentin, Christine Thaler, wird berichtet, dass sie aus Italien und Aegypten, im vorigen Jahrhrundert, die Zeitungen Deutschlands und Oesterreichs gegen hohe Bezahlung mit politischer Berichterstattung bediente.

Diese Einzelheiten können übrigens einer von Helga S. Paasche verfassten Diplomarbeit der Zürcher Schule für Soziale Arbeit «Studie über die Verhältnisse im Beruf der Journalistin» (1947) entnommen werden. Es geht aus dieser Studie ferner auch hervor, dass das journalistische Berufsregister des Vereins der Schweizer Presse, dem übrigens nicht sämtliche sich Journalistin nennenden oder als solche tätigen Frauen angehören, schon deswegen nicht, weil bei aller beruflichen Tüchtigkeit und allem besten persönlichen Willen sehr oft die Aufnahmebedingungen nicht erfüllt werden können, im Jahre 1946 z. B. 46 weibliche Mitglieder auswies. Die Volkszählung 1941 hatte 142 Journalistinnen gezählt.

Die Berufsschwierigkeiten und die überaus heikle und gar nicht zur Zufriedenheit der Berufsausübenden gelöste Frage der Honorierung, die übrigens in Helga Paasches Schrift mit einer bewundernswerten, durch Beispiele belegten Offenheit behandelt werden, müssten einmal in einem besonderen Artikel zur Sprache kommen und beleuchtet werden dürfen. Zählen wir vielleicht noch die Anforderungen auf, die an den Beruf der Redaktorin und Journalistin gestellt werden, wie sie sich aus der Beantwortung einer durch die Verfasserin der erwähnten Schrift durchgeführten Umfrage ergeben haben: Rasche Auffassung, vielseitige Interessen, sehr gutes Gedächtnis, Beobachtungsgabe, Ausdrucksvermögen, sprachliche Gewandtheit, gute Allgemeinbildung, Gründlichkeit, Beweglichkeit, Zähigkeit, Ausdauer, klares logisches Denken, Einfühlungsgabe, Schnelligkeit, Phantasie, Sachlichkeit, Sensibilität und doch keine Empfindlichkeit, Takt und Neugierde, Verbindlichkeit und Draufgängertum, Begeisterungsfähigkeit und Kaltblütigkeit, Aufgeschlossenheit und Zurückhaltung, Menschenkenntnis, Unbestechlichkeit und Verantwortung, um nach einer langen Reihe weiterer und berechtigter Fähigkeitsansprüche bei jenem eines gesunden Humors zu landen.

Betty Knobel

Von meinen Haushaltlehrtöchtern

Wieder geht es der Zeit entgegen, da sich unsere Haushaltlehrtöchter auf ihr Examen rüsten. Für die Hausfrau bringt das einige zwiespältige Gefühle mit sich. Wohl ist sie stolz auf das Erreichte und hofft ihren Zögling in den ersten Rang zu bringen, aber dahinter sieht sie schon die Mühen, die sie mit der neuen Lehrtochter haben wird. Endlich hat das Mädchen den «Rank» gefunden, und schon bereitet es sich zum Wegzug vor, meistens zu einem Welschlandaufenthalt.

Wenn ich mir die verschiedenen Töchter die ich in den letzten Jahren auf ihr Haushaltexamen vorbereitete, vorstelle, dann wundere ich mich eigentlich über das viele Schimpfen über die schweizerischen Hausdienstangestellten. Ich muss sagen, dass kein einziges einen unmöglichen Charakter hatte, alle dagegen die typischen Jungmädchenfehler, wenn man Flüchtigkeit und Geistesabwesenheit bei 16- und 17jährigen als Fehler bezeichnen will. Aber wie würde uns ein so junges Mädchen gefallen das seinen Geist wirklich nur auf die Hausarbeiten konzentrieren möchte? Was würde in 5 oder 10 Jahren aus ihm geworden sein?

Die Mädchen, die eine Haushaltlehre machen, sind schon einigermassen ausgewählt. Sie wollen wirklich noch etwas hinzulernen. Auch die Tatsache, dass für viele Frauenberufe (Kindergärtnerin, Haushaltungslehrerin, Säuglingspflegerin usw.) die Haushaltlehre eine Voraussetzung ist, bringt uns viele Mädchen, die zum guten Durchschnitt gehören und irgend ein Berufsziel vor Augen haben.

Mit einer einzigen Ausnahme hatte ich immer Mädchen vom Land. Vielleicht war diese Ausnahme auch ein Ausbund, ich muss jedenfalls gestehen, dass die Städterin den anderen in Nichts nachstand. Es freute mich, mit dieser Erfahrung mein Vorurteil aufgeben zu müssen.

Die ländlichen Mädchen kommt der Milieuwechsel oft etwas hart an. Die fremde Familie, die so anderen Verhältnisse, das Fehlen des täglichen ordnenden Einflusses der Schule, bedeutet eine grosse Lebensänderung auf einmal, so dass ein 16jähriges ordentlich viel zu verarbeiten hat. Weil die meisten, und seien sie noch so ungern zur Schule gegangen, doch ein gewisses Schulheimweh haben, gehen sie so gerne in die obligatorischen Lehrkurse. Vielleicht nicht nur des Lernens, sondern auch der Kameradinnen wegen, was leicht begreiflich ist. Aber das Gefühl der Mädchen, dass man sich in den Lehrkursen und in sonstigen Zusammenkünften um sie kümmere, gibt ihnen Freude und Sicherheit. Das Geltungsbedürfnis, das in diesem Alter nicht zu unterschätzen ist, wird so einigermassen befriedigt. Je nach Temperament macht sich dieses Bedürfnis auch in phantastischen Erzählungen Luft, die man immer noch von der gewöhnlichen Lüge wird unterscheiden können.

Heimweh ist ein oft wiederkehrendes Problem.

Die reiche Frau

Nelly hatte sich wie ein kleiner Affe die Kletterstange emporgezogen und sass nun oben auf dem Querbalken. Sie sah über den grossen Spielplatz hinweg, blinzelte in die Sonne und fand es einfach herrlich Ferien zu haben. Mutter hatte wohl davon gesprochen, dass der grosse Haufen Holzscheiter hinter dem Hause schön der Wand entlang aufgeschichtet werden müsse. Allerdings sagte sie nicht, dass es gerade heute am ersten Ferientag zu geschehen habe, aber es wäre ihr recht so bald wie möglich. Mutter hatte dabei über den Tisch hinweg Nelly aufmunternd zugenickt. Aber Nellys Gedanken waren bei den Kletterstangen. Gestern war es ihr zum ersten Mal geglückt daran emporzuklettern und zwar ohne einmal auszuruhen, und heute wollte sie probieren noch schneller hinauf zu gelangen. So kam es, dass Nelly sich nach dem Essen barfuss und unhörbar aus der Küche wegschlich. Nelly spürte zwar deutlich, dass es eigentlich feige gewesen war von ihr, so davon zu schleichen. Ja, sie hatte sogar einen Moment lang gezögert, als sie Mutters gesenkten Kopf durchs Küchenfenster sah. Mutter hatte eine grosse Menge Bohnen vor sich auf dem Tisch liegen, die sie in Gläser einfüllte. Sie sah dabei bekümmert aus und Nelly hatte das Gefühl, dass ihre Hilfe sehr begrüsst worden wäre. Aber zwischen dem Moment des Zögerns und Mutters Bohnenberg standen lange steile Kletterstangen, die lockten und lockten, so stark, dass sich Nelly, bis sie vor dem Küchenfenster vorbei war, ganz klein machte und so ungesehen forteilte. Der Hammer des schlechten Gewissens klopfte noch ein paar Mal an Nellys Herz, wurde aber auf dem Spielplatz plötzlich leise und war eben auf dem Querbalken nicht mehr zu spüren. Hier war nur Sonne, die über Dächer glitzerte und die Kirchturmspitze vergoldete. Und welch schöne und interessante Aussicht bot sich da dem Auge dar, vom hohen luftigen Platz in die Tiefe hinunter! Ringsum in die offenen Fenster der Häuser hinein, dann in die Backstube der Bäckerei gegenüber, von wo ein herrlicher Brotduft kam. Rechts vom Spielplatz liess es sich in einen grossen Garten ihneinschauen, aus dem im Hintergrund ein vornehmes weisses Haus emporstieg. Nellys Blicke hingen lange an diesem Garten, in dem blühende Büsche mit grossen Rasenflächen abwechselten, wo dunkle Tannengruppen und weisse Birkenstämme in das Blau des Himmels ragten. Die Fenster des weissen Hauses liessen Sonne und Luft und Blütenduft hineinströmen und es musste sicher wundervoll sein, dort zu wohnen. —

Viel schöner als bei uns, dachte Nelly. Bei uns dürfen die Fenster selten geöffnet werden, weil wir so nahe an der Strasse wohnen und der Staub immer in weissen Wolken gegen das Haus fliegt. Hinter dem Haus aber ragt vom ersten Stock her eine breite Laube über die Fenster des untern Stockes hinaus, so dass die Zimmer immer dämmerig sind und das Sonnenlicht erst am Abend vor dem Untergehen für kurze Zeit hineinleuchtet. Wie prächtig wäre es, einen Garten zu haben, er müsste nicht so gross sein wie dieser da, dachte Nelly weiter. Vielleicht mit einem Baum darin, in dessen Schatten sich Mutter und Vater nach Feierabend setzen könnten. Dazu müsste noch ein Blumenbeet gehören und ein kleines Stückchen Rasen, in dem Masslieben wuchsen und Krokusse. — Statt dessen aber lief die Strasse satt an den Fenstern vorbei, und hinter dem Hause waren von der angrenzenden Sägerei stets eine Menge von Holzbrettern aufgestapelt. Ueberall lag Holz und immer wieder Holz, und nirgends war auch nur das kleinste Plätzchen frei etwas zu pflanzen. Mutters ganzer Garten bestand bloss aus Schnittlauchstöcken, die in einer kleinen Holzkiste kümmerlich wuchsen. —

Nellys Augen schauten sehnsüchtig hinüber in diese fremde schöne, von Sonne überflutete Welt. Reichtum muss etwas sehr Grosses, Gewaltiges sein, denn alles enthält er was man sich wünschen kann. Alles lässt sich nehmen mit Reichtum, alles kaufen, alles ... Nellys Beine hörten auf zu schlenkern, denn sie sah, wie aus dem weissen Hause eine Frau trat mit einem Mädchen an der Hand. Die Beiden durchschritten den Mittelweg des Gartens, kamen über die Strasse gegangen und direkt auf den Spielplatz zu. Da blieben sie stehen und die Frau winkte eines der Mädchen, die sich zu einem Spiel aufgestellt hatten, zu sich heran. Bald scharten sich die Kinder um die Beiden herum. Da Nelly aber oben in der Höhe kein Wort von dem Gesprochenen verstehen konnte, liess sie sich leicht, beinahe unhörbar an der Kletterstange hinuntergleiten und ging auf die Gruppe zu.

«... sie ist meine Nichte und noch fremd hier, die Kleine, aber sie möchte so gerne mit euch spielen. Wir haben keine Kinder und da fühlt sie sich einsam. Seid ihr einverstanden, wenn sie zu euch ...?»

«Ja, ja! Natürlich!» riefen die Kinder durcheinander. Da schob die Frau das Mädchen, das aber durchaus keine Kleine, sondern etwa in der Grösse Nellys war, in den Kreis der Dastehenden.

«Sag ihnen noch wie du heissest», rief sie ihr im Davongehen zu und winkte mit der Hand zurück. Nelly war es nicht entgangen, dass dabei von den vielen goldenen Armreifen, die die Frau trug, beim Heben der Hand ein leises Läuten ausgegangen war.

«Ich heisse Ursula. Aber bitte, sagt mir nicht etwa nur Ursi oder so, sondern Ursula. Nun möchte ich spielen oder vielleicht zeigst du mir, wie ich das Klettern erlernen kann.» Mit diesen Worten führte sich Ursula ein und trat auf Nelly zu. — Nelly wurde rot vor Verlegenheit. Sie war natürlich gerne bereit dies zu tun, aber etwas machte sie befangen und linkisch, so dass sie mit einem ihrer blossen Füsse auf den andern trat und Ursula ansah.

«So komm doch!» forderte diese auf und ging voran auf die Kletterstangen zu. Nelly roch feinen Blumenduft, der von Ursula ausging und sie bewunderte das helle geblumte Kleid und sah, wie sich die braunen Haare in Ringellocken um das Gesicht und auf die Schultern des Mädchens legten. Ihr war es seltsam zu Mute, dass jemand aus jenem Reichtum, von dem sie vor ein paar Minuten geträumt hatte, da lebendig neben ihr stand, und, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt, verlangte, dass man das Klettern erklären solle. — Leicht und behende kletterte Nelly empor und liess sich auf halber Höhe wieder hinuntergleiten. Ursula versuchte es ihr gleich zu tun, aber der Versuch misslang kläglich, überdies trug sie Schuhe, die am Klettern hinderten. — Der Kreis der Kinder hatte sich nun um die Kletterstangen geschart. Alle sahen bewundernd Ursula an. Wie ein fremder schöner Vogel war sie in ihre Mitte geflogen und hatte für eine Weile allem Spiel ein Ende gemacht. Als aber die Kletterversuche bei Ursula kein Ergebnis zeigten, nur heissgelaufene Hände und ein zerknittertes Kleid, gab sie es auf, wandte sich von Nelly weg und sagte zum nächststehenden Mädchen: «Jetzt machen wir ein Spiel. Welche könnt ihr?»

Nelly war stehen geblieben, den Arm um eine der Kletterstangen geschlungen und sah dem Spiel zu. Ihre Augen folgten dabei unablässig Ursula. Es war aber nicht so sehr das Mädchen selbst, das sie interessierte, sondern vielmehr hätte sie von Ursula gerne über die Welt jenseits der Strasse, in jenem weissen Hause mit dem grossen Garten, gehört. Wie sah sie innerhalb des Hauses aus, diese Welt? War

Natürlich gibt es echtes Heimweh, ein Schmerz für das Mädchen, den meist nur die Zeit heilen kann. Aber es gibt auch ein «Heimweh», an das man sich immer nur erinnert, wenn etwas schief gegangen ist. Dass die Scherben des Teekruges plötzlich Heimweh hervorrufen ist doch merkwürdig. Damit wären wir beim Geschirrbruch. Wohl steht im Lehrvertrag, dass die Lehrtochter haftet, wenn der Schaden einen gewissen Betrag übersteigt. Aber war mag schon mit dem Mädchen markten? Das tüchtigste meiner Mädchen war ein wahrer Unglücksrabe mit dem Geschirr. Aber angesichts seiner guten Seiten sagte ich monatelang nicht viel zu seinen Missgeschicken, bis einmal pro Monat der Schaden 40 Franken betrug. Das war mir nun doch zu viel. Wir kamen überein, dass von jetzt an jeder Teil die Hälfte des Geschirrbruchs bezahle. Eigentlich zitterte ich vor Angst, aber siehe, in den nächsten sechs Monaten ging noch ein Wasserglas kaputt, das war alles. Ein weiteres Problem ist die Freizeit. Meine besten Erfahrungen machte ich mit möglichster Grosszügigkeit. So viel arbeiten die Mädchen gar nicht, dass es sich lohnte, mit der Freizeit zu knausern. Beim Abschied machte mir eine Lehrtochter das Kompliment: «Ihr heit mer d'Freizit gäng gönnt, u drum bi ni so gärn bi nech gsi.»

Es gibt dann auch weniger saure Gesichter, wenn einmal ein Besuchsessen einen Berg von Geschirr mit sich bringt.

Eine andere Frage ist der abendliche Ausgang. Ohne Einwilligung der Eltern würde ich keine abendlichen Ausgänge erlauben. Es ist ein Vorteil der so jungen Mädchen, dass sie abends zu Hause sitzen und auch, dass sie meist noch keine Liebessorgen haben. Was das bedeuten kann, erlebten wir einst mit einer 23jährigen. «Schreibt er? Schreibt er nicht?» die Frage war für uns fast ebenso wichtig wie für die Betroffene selbst, denn wenn er nicht schrieb, hatten wir die schlechten Launen zu ertragen. Jede hat ihre guten und ihre weniger guten Seiten. Die ganz Langsame war von einer Gutartigkeit, dass die ganze Familie für sie schwärmte. Die sehr tüchtige dagegen von einer Rechthaberei, dass ich mich oft fragte, bin ich eigentlich bei dir oder du bist bei mir in der Haushaltlehre. Die Pünktliche und Saubere hatte oft etwas viel mit ihren Schönheitsmasken zu tun. Die Redselige unterhielt mir die Kinder stundenlang mit Geschichten.

Gerne möchte ich einmal alle um einen grossen Tisch vereinen. Vielleicht kommt es dazu.

Die ersten drei Monate der Lehre sind fast immer sehr mühsam. Ich nehme an, für beide Teile. Meistens beschliesse ich dann, dass es das letztemal sei, dass ich mich mit einer Lehrtochter belaste. Dann geht es langsam besser, von Neujahr an geht es sogar meist wie am Schnürchen — und dann, ja dann kommt eben das Welschlandjahr für das Mädchen und für mich wieder die mühseligen drei Monate.

M.

Im Dienste des Volkswohls

Kurzgeschnittene Haare, ein kluges, strenges Gesicht, eine dicke Hornbrille vor den Augen, das war so ungefähr die Vorstellung, die ich von einer leitenden Persönlichkeit des Zürcher Frauenvereins besass, als ich mich am Auskunftsschalter im Büro des Frauenvereins nach Fräulein Hirzel erkundigte. Da öffnete sich aber bereits eine Nebentüre und eine angenehme Stimme rief mich an. Selbst bei flüchtiger Betrachung musste ich meine Vorstellungen energisch revidieren. Fräulein Hirzel entspricht in ihrem Wesen nun wirklich keineswegs der Frau, die mit rebellischem Geist und erhobener Stimme um ihre Rechte kämpft. Durch ihre bestimmte und besonnene Art hat sie in ihrem arbeitsreichen Leben für ihre Mitmenschen mehr erreicht, als wenn sie sich gebieterisch vor ein Rednerpult gestellt hätte.

«Ich weiss gar nicht recht, was Sie von mir schreiben wollen!» Fräulein Hirzel sagt dies mit soviel echter Bescheidenheit, dass ich nicht umhin kann, für diese Frau, die als Präsidentin des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften im Kampf gegen den Alkoholismus Erhebliches geleistet hat, grosse Achtung zu empfinden. Ich frage nach der Arbeit. Lachend entgegnet Fräulein Hirzel, das sie in der letzten Zeit nicht so produktiv gearbeitet hätte, wie es eigentlich sein sollte. Vor kurzer Zeit erreichte sie ihr siebzigstes Altersjahr. Diese siebzig Jahre wollen allerdings der straffen, geistig so lebendigen und anteilnehmenden Erscheinung der Dame nicht entsprechen. Was das nächste Werk sei? «Das Zürcher Jugendhaus!» war die Antwort, die mir da voller Unternehmungsgeist gegeben wurde.

Aber vom kleinen «Marthahöfli» der ersten alkoholfreien Wirtschaft des Zürcher Frauenvereins im Jahre 1894 bis zum Zürcher Jugendhaus von heute war ein weiter Weg. Dem 151. Neujahrsblatt der Hülfsgesellschaft in Zürich, das Fräulein Hirzel unter dem Titel «Ein Zürcher Frauenwerk» verfasste, entnehmen wir, wie sich die ganze Sache entwickelt hat. Der Kaffee-Hallen-Bazar vom 20. Juni 1894 war gleichsam der Grundstein zur Schaffung der alkoholfreien Wirtschaften durch den Frauenverein. Der Bazar, der bei der Bevölkerung grossen Anklang fand, brachte 16 000 Franken ein. Am Dezember 1894 konnte alsdann das «Marthahöfli» eröffnet werden. Dass damals die Arbeit des Frauenvereins schöne Fortschritte zeigte, war bestimmt auch dem Umstand zuzuschreiben, dass schon das erste Komitee bedeutende Persönlichkeiten enthielt. Auch die Mutter von Fräulein Hirzel zählte zu dessen Mitgliedern, was uns erklärt, dass die Tochter später in ihre Stapfen trat. Etwas amüsiert stellt man fest, mit welcher Umständlichkeit die Gründung eines solchen Komitees vor sich ging. Zum Beispiel war es damals notwendig, dass die werten Gatten der Komiteedamen auf dem Notariat die Unterschrift derselben beglaubigen mussten...

Der Erfolg mit dem Marthahof zeigte, dass der Frauenverein mit seinem Feldzug gegen den Alkoholismus offenbar auf dem rechten Weg war. Bald darnach werden weitere alkoholfreie Betriebe eröffnet.

Im Jahre 1907 trat Fräulein Marie Hirzel in den Mitarbeiterinnenstab von Frau Professor Orelli ein, die, obschon nicht Präsidentin, doch als Seele des ganzen Unternehmens galt. Schon während den Jahren des Ersten Weltkrieges fand Fräulein Hirzel Gelegenheit, sich in die viel Umsicht erfordernde Aufgabe einer Präsidentin einzuarbeiten, obgleich sie damals nie den Gedanken hegte, selbst einmal diese Stelle inne zu haben. Die Kriegsjahre brachten viele Probleme, die Fräulein Hirzel mit ihren Mitarbeiterinnen zu lösen verstand. Es waren sorgenvolle Stunden, wenn die tapferen Gründerinnen dieses Werkes berieten, auf welchem Wege die damals knappen Lebensmittel beschafft werden können, um dem Gast dennoch vollwertige Mahlzeiten zu bieten.

Das fünfzigjährige Bestehen des Frauenvereins fiel bereits in die Jahre des Zweiten Weltkrieges, welcher wiederum Rationierung, Warenknappheit und Teuerung brachte. Trotz den erschwerten Umständen sind es heute insgesamt 18 alkoholfreie Betriebe, die der Frauenverein innerhalb eines halben Jahrhunderts schuf. In all den Jahren wurde nach dem Grundsatz «Dienst am Gast» gearbeitet. Wie ihre Vorgängerinnen, so hat auch Fräulein Hirzel als Präsidentin diesen Gedanken und das Wirken in diesem Sinn weitergetragen. Sie sieht deshalb ihre Aufgabe darin, sich heute speziell um den Nachwuchs für die leitenden Stellen zu kümmern und überwacht die Ausbildung dieser Anwärterinnen.

Als ich mich verabschiedete hatte ich das Gefühl, in kurzen Minuten eine Frau kennen gelernt zu haben, die sich ungeachtet ihrer persönlichen Wünsche selbstlos für den Nächsten einsetzt. Das Werk in seinem vollen Umfang ist heute eine sehr verantwortungsvolle und schöne Aufgabe für Fräulein Hirzel. Nicht nur den ehemaligen Initiantinnen gebührt unser Dank und unsere Achtung dafür, dass sie sich gegen den Alkoholismus eingesetzt haben. Auch der jetzigen Präsidentin, Fräulein Hirzel, wollen wir für ihr Schaffen dankbar sein.

A. Z.

„Das Beste?" nein!!– Nur Pic-Fein!

Fünf Jahre Kinderdorf Pestalozzi

Rückblick auf sein Wirken

«An 288 Kindern, schuldlosen Opfern eines grausamen Krieges, in den meisten Fällen Vollwaisen, wurde ein voller Einsatz liebender Erziehung geleistet. Die Aufmerksamkeit, welche das Kinderdorf in aller Welt erfahren durfte, hat in nur noch schwer nachweisbarem, zugleich aber unübersehbarem Ausmass in einer der dunkelsten Stunden der Menschheitsgeschichte erzieherische Kräfte gestärkt und ermuntert. 344 arme Kinder konnten überdies im Kinderdorf einen sie an Leib und Seele stärkenden Ferienaufenthalt verbringen. Bisher haben sich neun Nationen an der übernationalen Erziehungsarbeit in Trogen beteiligt. Gegen 2 000 Freiwillige aus allen Ländern haben sich für die Aufgaben des Baues und Betriebes zur Verfügung gestellt. Das Kinderdorf besteht heute aus zwölf neugebauten Kinder-Doppelhäusern, aus einer zentralen Küche, dem grossen Gemeinschaftshaus, sowie drei Oekonomiebauten, für die drei vorhandene Bauernhäuser in Dienst gestellt werden konnten. Am 22. Oktober 1950 hat sich die Vereinigung Kinderdorf Pestalozzi in eine Stiftung umgewandelt, womit sich das Kinderdorf vertrauend unter den Schut des Bundes stellt. Seine Lebensquelle besteht aber nach wie vor in der Liebe des schweizerischen Volkes und seiner freiwilligen Gaben. Es erhält keinerlei Subventionen. Da es sich mit vollem Bewusstsein unter Heinrich Pestalozzi stellt, wird es immer wieder versuchen, dem a r m e n Kinde zu helfen. Das arme und verlassene Kind geht uns alle an, wo immer es in der Welt ist und wo immer wir die Helfen-Könnenden sind. Das Kinderdorf Pestalozzi in Trogen ist eine solche Gestalt tätiger Liebe, die in aller Klarheit zeigt, dass es für jeden Willen zur Hilfe auch einen Weg gibt.»

Walter Robert Corti

(Aus «Kinderdorf Pestalozzi — Idee und Wirklichkeit») — Abzeichenverkauf 31. August / 1. September. — Spenden auf Postscheckkonto IX 7722.

35 Jahre Fürsorgetätigkeit

Es geziemt sich wohl, in diesen Tagen eines Rücktrittes zu gedenken und in der Oeffentlichkeit etwas darüber zu sagen: Fräulein Marie Brack legt nach 35 Jahren ihre segensreiche Arbeit als Fürsorgerin des Jugendamtes der Stadt Basel nieder. Fast scheint es uns ein Ding der Unmöglichkeit, sie, die Unermüdliche, in Zukunft nicht mehr im Bureau der Vormundschaftsbehörde zu wissen, wo sie meist weit über die übliche Bureauzeit hinaus an ihrem Schreibtisch zu treffen war.

Wie viele ratsuchende Menschen jeden Alters sind in den vielen Jahren bei ihr ein- und ausgegangen und haben ihre Nöte und Schwierigkeiten vor ihr ausgebreitet. Frl. Brack hat es in seltener Weise verstanden, zuzuhören, abzunehmen und mitzutragen. Sie liess sich von einem unerschütterlichen Vertrauen an die guten Kräfte in jedem Menschen leiten, war ohne Vorurteil und versuchte unermüdlich, entwurzelten und entgleisten Jugendlichen neue Wege zu zeigen, Eltern zu beraten und Spannungen zwischen jung und alt zu mildern. Elastisch und offen für alles, erkannte sie, dass das Leben fortwährende Anpassung an die jeweilige Situation erforderte. So bekundete sie eine nie versiegende Geduld und Hilfsbereitschaft. War es da nicht verständlich, das sie von Ungezählten das Vertrauen gewann?

Aber nicht nur ihren Schutzbefohlenen schenkte Fräulein Brack ihr ganzes Wohlwollen, sondern auch ihren Mitarbeitern. Sie war ihnen jederzeit eine treue Kollegin und den jungen Praktikantinnen eine geschickte Führerin.

So hat sich Fräulein Brack jahrzehntelang in Stille und Bescheidenheit einer schweren Aufgabe hingegeben und ist in ihrer Arbeit jung geblieben. Die Kraft aber dazu schöpfte sie aus der Liebe, die sie sich immer wieder neu schenken liess. Alle, die sie kennen, werden in diesen Tagen dankbaren Herzens ihrer gedenken und wünschen, sie möge weiterhin — wenn auch in anderer Form und an anderem Platze — mit ihrer reichen Erfahrung der Fürsorgearbeit in unserer Stadt treu bleiben.

H. Ryhiner

Politisches und anderes

Das schweizerisch-rumänische Wirtschaftsabkommen

Der Bundesrat hat beschlossen, die mit Rumänien getroffenen wirtschaftlichen Vereinbarungen in einer Botschaft den eidgenössischen Räten zur Genehmigung zu unterbreiten. Das Abkommen regelt neben Warenaustausch und Zahlungsverkehr, auch die Pauschalentschädigung für sämtliche schweizerische Interessen und Rechte, die durch die rumänischen Nationalisierungsmassnahmen betroffen wurden. Die rumänische Regierung hat sich verpflichtet dafür 47,5 Millionen Franken zu bezahlen. Die Verteilung der Globalentschädigung ist Sache des Bundesrates.

Das Scheitern der Oelverhandlungen in Teheran

Vergangenen Mittwoch hat Grossbritannien die Verhandlungen mit Persien abgebrochen. Die Perser haben die britische Forderung auf Unterstellung des Betriebes der Oelraffinerien in Abadan unter die Kontrolle eines britischen Direktors, abgelehnt. Nach Ansicht von Averell Harriman sind die Verhandlungen unterbrochen, aber nicht abgebrochen worden.

Abbruch der Verhandlungen in Kaesong

Am 23. August hat der Oberkommandierende der Streitkräfte der Vereinigten Nationen mitgeteilt, dass die Kommunisten die Waffenstillstandsverhandlungen abgebrochen hätten. Die Kommunisten begründen diesen Beschluss mit der Behauptung, dass die neutrale Zone von Kaesong durch die Streitkräfte der Vereinigten Nationen bombardiert worden sei. Zur Zeit werden zwischen den zwei Parteien Beschuldigungsschreiben ausgetauscht.

Die amerikanische Militärkommission in Spanien

In Madrid ist eine amerikanische Militärkommission unter Führung von Generalmajor James Spry eingetroffen. Unterwegs nach Spanien ist auch die amerikanische Wirtschaftskommission, geführt von Dr. Sydney Suffrin.

«Moralische Rehabilitierung» Italiens

Ein Sprecher des französischen Aussenministeriums erklärte, die französische Regierung habe ihren Alliierten vorgeschlagen, Verhandlungen über eine moralische Rehabilitierung Italiens zu führen, d. h. zwar nicht oder noch nicht auf eine formelle Revision des Friedensvertrages von 1947, wohl aber auf den baldmöglichen Eintritt Italiens in die UNO, zu dringen.

Indien und Konferenz in San Francisco

Die indische Regierung hat erklärt, dass Indien an der Konferenz in San Francisco nicht teilnehmen werde. Vor dem indischen Parlament betonte Premierminister Nehru, dass keiner der wichtigeren von Indien empfohlenen Vorschläge zum Friedensvertrag mit Japan, angenommen worden sei. Die beiden Hauptziele des japanischen Friedensvertrages sind nach indischer Auffassung: 1. Japan sollte als zufriedengestellter Staat mit gleichen Rechten in die Gemeinschaft der freien Nationen aufgenommen werden; 2. Der Vertrag sollte so aufgesetzt werden, dass alle Länder, die besonders an der Aufrechterhaltung eines dauerhaften Friedens im Fernen Osten interessiert sind, die Möglichkeit haben, zur Unterzeichnung des Vertrages in einem früheren oder späteren Zeitpunkt. — Indien wird, trotz seiner Weigerung den Vertrag in San Francisco zu unterzeichnen, mit Japan einen Separatfrieden abschliessen.

Die Erklärung Gromykos über den Friedensvertrag mit Japan

Auf seiner Reise nach San Francisco hat der Chefdelegierte der Sowjetdelegation den Pressevertretern in New York eine Erklärung abgegeben. Danach wird die Delegation der Sowjetunion in San Francisco ihre eigenen Vorschläge über den Friedensvertrag mit Japan unterbreiten.

cf.

... wenn schon, dann

DITZLER CONFITÜREN

Generalvertrieb:

Lüchinger & Cie. AG., Eier-Import,

Basel Zürich Bern St Gallen Luzern, Buchs

da auch ein Vater, der einen Zahltag heimbrachte? Hatten sie wohl jeden Tag Konfitüre zum Morgenessen? Oder am Ende gar weisse Brötchen? Nelly hätte nie den Mut aufgebracht diese Fragen laut werden zu lassen. Dazu war sie zu scheu und verschlossen. Aber sie stand da und träumte sich in diese unbekannte Welt hinein auf ihre eigene Art. Sie bemerkte nicht, dass Ursula gerufen wurde und dann wieder zurückkam. —

«Hallo!» rief sie. «Kommt einmal her!» Es waren nicht mehr viele Mädchen da, denn auf dem Dorfplatz waren Seiltänzer angerückt, und dies war wie ein Lockruf für die Kinder gewesen, dem sie nur zu willig Folge geleistet hatten.

Ursula stand nun mitten im Kreise der Mädchen. Sicher und ohne Scheu sah sie in die ihr zugewandten Gesichter. Nelly hatte den Ruf auch gehört und war herzugetreten.

«Also hört mal zu. Die Tante hat gesagt, ich dürfe euch einladen zum Tee. Es gibt Kuchen und eine süsse Creme. Fein, nicht?» Ursula zeigte mit dem Finger auf jedes der Mädchen reihum und sagte dabei: «Du darfst kommen und du... und du...» Es waren sieben Mädchen, aber nur auf sechs hatte Ursulas Finger gezeigt. Nelly war übersehen worden. Ursula wandte sich schon zum Gehen und sagte zu dem Mädchen: «Also kommt! Ich habe Hunger!» — Da fand Nelly den Mut sie anzureden.

«Du», sagte sie, «du, Ursula, darf ich auch mitkommen?»

Ursula kehrte sich um, schaute Nelly von oben bis unten an und sagte dann, ein wenig verlegen und zögernd: «Nein... die Tante hat gesagt... und überhaupt...»

Nelly blieb stehen wie erstarrt. Sie sah an ihrem geflickten, aber saubern Waschrock hinunter auf ihre nackten Füsse. War es wohl nicht ein Irrtum von Ursula gewesen, sie einfach stehen zu lassen? Nelly lief hinter den Mädchen drein, die eben am Gartentor von Ursulas Tante lachend begrüsst wurden. Wie sie aber Nelly ansichtig wurde, ging das Lachen aus ihrem Gesicht weg und mit einer harten Stimme sagte sie: «Du bleibst draussen!» Sie hob die Hand und die goldenen Armreife, die durch die Bewegung ins Rutschen kamen, läuteten wiederum fein und leise. Diese Hand schloss das Tor und liess Nelly draussen stehen. — Aus dem Garten liess sich klingendes Lachen hören.

Nelly sah noch einen Atemzug lang durch die Gitterstäbe des Tores. Das Herz tat ihr weh, aber sie weinte nicht. Langsam wandte sie sich dann um und ging nach Hause. — Nellys Mutter wunderte sich sehr, dass an jenem Nachmittag ihr Mädchen wie wild die Holzscheite zu schichten begann. — Nelly hatte unbewusst das einzig richtige erwählt, das immer und zu jeder Zeit hilft, wenn das Herz getroffen wird: die Arbeit. — Und noch einmal musste sich Mutter wundern. Als sie den Kindern, die bereits im Bett lagen, Gutenacht sagte und an Nellys Bett trat, nahm das Mädchen Mutters Hand in die seine und drückte scheu ihre Lippen auf die rauhe Innenfläche. Mutters Hand, die nie jemand von der Türe weisen würde!

Cornelia Heim.

Tatjana

Mein Schwiegersohn ist Bildhauer. Probleme der Form, des geistigen Inhalts, des Verhältnisses vom Material zur Form, kultureller Ausdruck der reinen Kunst in der Form, Spiegel von Zeitepochen in der Kunstform und noch so viele andere, soziologische, weltanschauliche Probleme, beschäftigen seinen suchenden, rastlosen und in schönster Form revolutionären Geist, der in seinen Werken Ausdruck findet.

Wir sassen beim Tee und unser Thema war gerade das der menschlichen Physiognomie, des Typus.

«Ich bin», sagte der Künstler, «längst davon abgegangen, dass die Physiognomie eines Menschen Summe und zufälliges Gemisch verschiedenster Erbfaktoren ist. So häufig sich eine bestimmte Aehnlichkeit beider Eltern oder fernerer Verwandter im Kinde konstatieren lässt, so oft kommt es auch vor, dass Kinder äusserlich gar nicht den Eltern gleichen, aber durchaus gewisse Charakteranlagen, Talente, Erfreuliches und manchmal auch Unerfreuliches, von den Eltern übernommen haben.» Ich wusste sofort, worauf er anspielte. Meine Tochter, seine junge, hübsche Frau, sah mir keineswegs ähnlich. Sie hat eher einen slawisch-östlichen Typus und wir werweisten oft, ob sie eher einer Russin oder einer Italienerin, Südamerikanerin oder Spanierin gleiche. Nun habe ich einen grossen Teil meiner Jugend in Russland verbracht und von dorther reiche, unvergessliche Erinnerungen mitgebracht. Ich habe die Zeit des Zusammenbruchs und den Uebergang zur Revolution erlebt, und obwohl als Ausländerin nicht direkt beteiligt, die grosse Wandlung, Russland, das unsagbar reiche, dumpf schlummernde Land, im Aufruhr erlebt. Viele Erinnerungen sind verblasst, andere vielleicht ins Unterbewusstsein gesunken. Erst einige Jahre später habe ich geheiratet und mein Kind ist in ruhigen, stabilen Verhältnissen geboren, soziologisch betrachtet, restlos aus einer schweizerisch-französischen und von meiner Mutter her italienischen Richtung, Slawisches Blut ist seit Menschengedenken nicht in unserer Familie. «Ich finde», sagte der Künstler, «meine Frau hat etwas Russisches». Das reizte mich natürlich zum Lachen, obwohl ich sagen musste, diese breiten Backenknochen, der Gesichtsschnitt, die Augen, hatten wirklich etwas von einer schönen Russin.

Ich hatte unser damaliges Gespräch wieder vergessen, als ich kürzlich in einem Café in Luzern eine junge Dame sitzen sah, vor deren Anblick ich leise erschrak. Sie sah meiner Tochter zum Verwechseln ähnlich, ja so sehr, dass ich mich nicht enthalten konnte, mich von meinem Platz zu erheben und sie zu fragen, ob an ihrem Tisch — sie sass allein — ein Platz frei wäre. Aus ihrer zustimmenden Antwort ersah ich sofort, dass sie Ausländerin war. «Nun kommt es aus», dachte ich mir, «zu welchem Typus meine Tochter gehört.» Ich nahm mir fest vor, mit der jungen, hübschen Dame zu sprechen. Sie blickte etwas träumerisch und um mich uninteressiert vor sich hin und ich konnte nur immer feststellen, dass sie, selbst in der Bewegung ihrer Hände, aber vor allem im Gesicht, meiner Tochter so überraschend glich, dass ich vor lauter Bestürzung überhaupt keinen Anschluss fand, was meiner geselligen Natur sonst so leicht fällt. Ich beschloss abzuwarten. Ob sie vielleicht ein Freund, ihre Eltern, oder gar ihren Mann abholen wird?, dachte ich. Vielleicht werde ich bei ihnen besser darauf kommen, um welche Nationalität es sich handelte. Sie bestellte noch einen Café express und ich, die ich meine Tasse geleert hatte, auch einen. «Sie haben es gut getroffen», sagte ich, «Sie sind wohl fremd hier, aber man trinkt hier einen bekannt guten Kaffee». Sie lächelte mich jetzt an — mit den Augen meiner Tochter — und bejahte, dass er sehr gut sei. An einem gewissen Rollen ihres «R» und daran, dass sie das «ue» nicht aussprechen, sondern die Buchstaben hintereinander auf deutsch aussprach, erkannte ich, dass sie Russin war, wenigstens der Sprache nach. «Nein, ich bin Türkin», sagte sie auf meine Frage, die auf russisch gestellt war. Aber sie lächelte: «Ich habe Sie natürlich verstanden, denn ich spreche auch russisch, da meine Mutter eine Kaukasierin war.» Mir war es sofort wie eine Antwort auf all das, was wir kürzlich in einem

Staatsbürgerliche Ecke

Pflichten des Staatsbürgers

Wieder sassen wir Freundinnen beisammen. Heute war ich an der Reihe, unsere staatsbürgerliche Diskussion zu eröffnen. «Es ist eigentlich komisch», meinte ich, «dass fast nie von den Pflichten des Bürgers die Rede ist. In den meisten politischen Diskussionen wimmelt es jedoch von «Rechten». Schliesslich haben wir doch auch gewisse Verpflichtungen dem Staat gegenüber.

«Das wird wohl daher kommen», erwiderte Maja, «dass man ganz allgemein kein Bedürfnis hat, von ‚Pflichten' zu reden. Aber wir könnten eine Liste aufstellen. Was haltet Ihr davon?»

«Da wäre einmal die Treuepflicht gegenüber Gemeinde, Kanton und Bund aufzuzählen», fing Liselotte an. «Man darf also keine Handlungen begehen, die dem Staat, dem Gemeinwesen, schaden könnten. Der Landesverrat ist zum Beispiel eine krasse Verletzung dieser Pflicht. In Kriegszeiten wird er ja auch mit dem Tode bestraft, obwohl wir sonst die Todesstrafe nicht kennen. Andere Pflichten wären: Schulpflicht, Zeugen- und Geschworenenpflicht, Versicherungspflicht, Pflicht zur Uebernahme von Aemtern, Auskunftspflicht. Diese sind rein persönlicher Natur, gleich wie die Wahlpflicht, die einige Kantone kennen.» «Die geht uns Frauen vorläufig noch nichts an», rief Annamaria, «sowenig wie die Wehrpflicht. Der Artikel 18 der Bundesverfassung: ‚Jeder Schweizer ist wehrpflichtig', gilt nicht für uns.»

«Aber wichtig ist er trotzdem», fuhr Liselotte fort», denn in vielen anderen Staaten besteht keine obligatorische Dienstpflicht. Ich erinnere nur an die Vereinigten Staaten, wo ja seit langer Zeit diese Frage diskutiert wird. «Ihr vergesst die unbequemste Pflicht, das Steuerzahlen», sagte jetzt Edith», oder die Zölle, Gebühren und Aehnliches.»

«Alle diese Pflichten bestehen in Geldzahlungen oder Sachlieferungen, auf die der Staat schliesslich angewiesen ist, wenn er alle seine mannigfaltigen Aufgaben erfüllen will», gab Liselotte zu bedenken.» «Ausserdem gibt es noch sogenannte Duldungspflichten. Sie beziehen sich meist auf rechtmässige Eingriffe von Kantonen und Bund in die Freiheiten des Bürgers, wie Handlungen der Straf- und Polizeigewalt. Ich glaube, dass dieser Pflichtenkatalog genügt. «Oh ja, hört auf», ereiferte sich Annamaria. «Man kommt sich ja ganz blöd vor bei diesen vielen Pflichten.»

«Zum Schluss nur noch zwei Worte», liess sich Liselotte nicht aus der Ruhe bringen.» Da ist einmal der Grundsatz, dass die Pflicht den Vorrang vor dem Recht hat, Alle Freiheitsrechte gelten also unter Vorbehalt der öffentlichen Pflichten. Und zweitens müssen nur die Pflichten erfüllt werden, die zu Recht bestehen, die also gesetzes- und verfassungsmässig sind.

D. V.

Vom zufriedenen Leben

Es war einige Zeit nach den schrecklichen Lawinenunglücken als ich in das kleine Bergdorf hinauffuhr. Mehr als einmal hatte mich in den letzten Wochen das Schicksal seiner Bewohner beschäftigt, und namentlich hatte ich an die junge Wirtin gedacht, die mich bei meinen verschiedenen kurzfristigen Aufenthalten beherbergt hatte und an deren Küche ich mich dankbar erinnerte.

Im gleichen Abteil fuhr eine italienische Familie mit zwei kleinen Kindern, die aus der Evakuation zurückkehrte. Sie hatten die letzte Zeit bei Verwandten in Bergamo verbracht. Der Mann trat mir mir auf den Gang hinaus, er zeigte mir die zahlreichen Lawinenniedergänge und erklärte mir den Weg, den sie genommen hatten und der durch die vielen entwurzelten Baumstämme gekennzeichnet war. Die Kinder waren müde und schliefen, denn sie waren schon früh am Morgen aufgebrochen, aber sonst waren die Leute zufrieden, dass sie wieder in ihr Haus und zu ihrer Arbeit zurückkehren konnten.

Die Sonne schien, als ich von der Bahnstation auf die Strasse hinaustrat, die von haushohen Schneemauern eingesäumt wurde, gewaltigen Schneemengen, wie ich sie in solchem Ausmasse noch niemals zuvor gesehen hatte. In der Nebengasse, in die ich einbog und die im Lawinengebiet lag, waren die Aufräumungsarbeiten in vollem Gange. Meine Augen suchten das kleine Wirtshaus, ja es stand anscheinend unversehrt, nur die Fensterläden waren verschlossen. Gerade gegenüber jedoch lagen die Trümmer eines zerstörten Hauses.

Ich drückte auf die Klinke zur Gaststube, sie gab nach und ich trat ein. Die junge Wirtin kam mir entgegen, sie erkannte mich sofort, obwohl sie mich fast ein Jahr lang nicht mehr gesehen hatte. Sie fragte, wie es mir ginge, obwohl es mir angebrachter erschienen wäre, wenn ich sie zuerst nach ihrem Befinden und dem ihrer Familie gefragt hätte. Indessen waren viele Gäste anwesend, und sie konnte sich daher nicht aufhalten, aber bald stand ein warmes Mittagessen für mich bereit. Später beim Kaffee setzte sie sich zu mir.

Wo die Mutter sei, fragte ich sie. Die Mutter sei im Ricovero, antwortete sie. Der Schreck sei für die alte Frau doch sehr gross gewesen, als die Lawine mitten in der Nacht gekommen sei und sofort die Lichtleitung unterbrochen habe. So erzählte sie mir ruhig von allem, was sie ausgestanden und am Schluss fügte sie hinzu, am schlimmsten sei es dann doch gewesen, von zu Hause fortzugehen. «Nirgendwo in der Welt ist es so wie in der Heimat», fuhr sie nun mit erhobener Stimme fort, «mag man noch so liebevoll aufgenommen werden. Jetzt kann ich mir einen schwachen Begriff davon machen, wie es den armen Menschen zumute sein muss, die im Kriege ihre Heimat und ihre Wohnstätten für immer verlassen müssen.»

Dann schwieg sie und stand auf. Ich folgte ihr vor die Tür hinaus. Auf den Trümmern der anderen Strassenseite ragte eine Schranktür hervor, eine völlig zerschlissene Jacke und ein zerbrochenes Kinderbett lagen auf dem Schutt herum. Es sah gespenstisch aus in der Dämmerung und erinnerte mich an die Bilder in den kriegszerstörten Städten Italiens. «Vier Menschen wurden in jenem Hause von den Schneemassen erdrückt», sagte die Frau neben mir leise. «Ein Kind fand man tot, das andere konnte man völlig unversehrt bergen. Es ist alles Bestimmung, und wir, die wir keine Menschenleben zu beklagen haben, die wir unser Dach und unser Bett unversehrt wiederfanden, wie dankbar können wir sein, wenn es auch keine freudige Rückkehr war.» —

Ein Dach und ein Bett, ich musste daran denken, als ich ins Unterland hinabfuhr, es klang wie eine Mahnung, eine Mahnung zur Bescheidung, die wir, obwohl wir meist mehr als die äussersten Lebensnotwendigkeiten besitzen und trotzdem oft grundlos mit dem Schicksal hadern, so bitter nötig haben.

-ari-

65. Bericht der Schweizerischen Anstalt für Epileptische in Zürich

Erstattet von der Direktion Pfr. Rud. Grob und Dr. med. F. Braun

Dem Charakter der Anstalt entsprechend, die einerseits Heim, anderseits Krankenhaus ist, wurde an der Zweiteilung in einen allgemeinen und einen medizinischen Bericht festgehalten.

Der allgemeine Teil, durch einfache, anschauliche Zeichnungen illustriert, geht über den Rahmen einer blossen Berichterstattung weit hinaus. Er ist ein Bekenntnis zum Glauben an die Liebe Gottes, der in täglicher Not-Erfahrung sich bewährt hat. Trotz dem Fehlen eines wohlgesicherten Daseins — das Werk ist nicht verstaatlicht — fehlte es nie am Nötigsten. — Unerschütterlich wird die Hoffnung festgehalten, dass es auch in Zukunft nicht an der notwendigen Hilfe fehlen werde .

Wie auf Glaube und Hoffnung, ruht das Werk auch auf dem Grund der Liebe. Die Kranken sollen nicht nur medizinische Hilfe erfahren und körperlich möglichst aufmerksam betreut werden, sondern sich auch seelisch wohl fühlen. Darum schreibt Pfr. R. Grob:

«Die Kranken mit ihrem hungernden Gemüt verlangen nach einer geistigen Heimat, nach Mitmenschen, die ihnen Halt und Trost bieten.»

Weil es nur innerlich warmen und liebenden mit ganzer Seele an der Arbeit beteiligten Menschen möglich ist, Tröster und Helfer der Kranken zu sein, wird bei den Mitarbeitern, gleichgültig ob es sich um Schwestern, Pfleger, Hauseltern, Aerzte oder Erzieher handle, bewusst die Verinnerlichung gepflegt. Pfr. Grob schreibt:

«Dazu braucht es immer wieder Vertiefung in Gottes Wort, Einkehr, Stille, Gebet, Gemeinschaft im Glauben. Es ist ja fast übermenschlich, was ein ernsthafter Dienst an den Kranken erfordert. Wer hier nicht ehrlich müde wird, hat seine Arbeit nur mit halbem Herzen getan. Und wie gross ist die Gefahr, aus Uebermüdung nur noch berufstätig zu arbeiten, ohne mit dem ganzen Herzen beteiligt zu sein!»

Aus dieser Vertiefung schöpft der Helfer die Kraft, zu glauben, zu lieben und zu hoffen, wo der natürliche Mensch angesichts all des Leidens, das die Kranken an ihn herantragen, verzagen müsste. Diese Hilfe in der Arbeit zu erfahren, ist ein grosses und schönes Erlebnis, das nach den Worten von Pfr. Grob jedem Mitarbeiter den Dienst besonders lieb machen muss:

«Dann tut sich ihm eine neue Wirklichkeit auf und er weiss: es gibt nichts Schöneres auf der ganzen weiten Welt als unter den Fallsüchtigen zu wirken, unter Verschupften und Angefochtenen zu leben und zu erfahren, dass sie eine Heimat haben droben im Himmel und hier unten auf Erden. Das ist Gnade, inmitten unserer gnadenlosen Zeit, helfen zu dürfen, weil uns geholfen wird . . . »

Der medizinische Bericht befasst sich vor allem mit dem Nutzen und den Grenzen der Elektroencephalographie. Diese darf weder unter- noch überschätzt werden. Es ist eine erfreuliche Tatsache — und dies wird mittels Kurven anschaulich dargestellt — dass der Kaisersche Elektroencephalograph sich für die Epilepsie-Diagnose als äusserst wertvoll erweist und geradezu unentbehrlich geworden ist. Dr. F. Braun kann deshalb schreiben:

«Mit dem EEG (elektroencephalographischen Bild) sind Kenntnisse und Aspekte über die elektrischen Vorgänge im Gehirn und speziell die epileptischen Anfälle ausserordentlich bereichert worden, und reich ist die Ausbeute der Rückschlüsse für die Diagnose, Prognose und Behandlung dieser Krankheit.»

Mit der besseren Erfassungsmöglichkeit sind aber die Behandlungsprobleme noch nicht gelöst. In jedem einzelnen Fall stellt sich die Frage: Welches Mittel ist das beste? Welche sonstigen Massnahmen sind zu ergreifen? Diese Fragen werden auf Grund einer möglichst gründlichen Erfassung des einzelnen Kranken und seiner Besonderheiten eingehend studiert und ihm der bestmögliche Weg gewiesen. Es ist bedauerlich, wenn dieser oder seine Familie beim Ausbleiben rascher Erfolge die Geduld verlieren und eigene Wege gehen. Diese gefährden den Kranken ernstlich. Deshalb schreibt Dr. F. Braun:

«Jedem Kranken und seinen Angehörigen möchten wir wünschen, Geduld und Vertrauen nicht vorzeitig zu verlieren, die Ratschläge des Arztes, zu dem sie Vertrauen gefasst haben, nicht für unbestimmte Versicherungen preiszugeben, sondern sich mit ihm über jedes neue Vorgehen zu besprechen und von ihm leiten zu lassen, denn so werden sie am sichersten zur Heilung gelangen.»

Am Schlusse unserer kurzen Orientierung wünschen wir der Anstalt, das sie im Segen weiter wirken und vielen Menschen helfen dürfe, dass ihr in allen Nöten, den wirtschaftlichen, geistig-seelischen und den Sorgen, die sich auf Patienten und Mitarbeiter beziehen, Hilfe widerfahre nach dem Wort, das Herr Pfarrer Grob an den Anfang des Berichtes gestellt hat: «Euch geschehe nach Eurem Glauben!»

Dr. E., Brn.

Dunkle Stunden

Es gibt in unserem Leben oft Stunden, die so dunkel und schwer auf uns lasten, dass wir sie Karfreitagsstunden nennen möchten. Wohin sich auch unser gequälter, leidvoller Blick wenden mag, nirgends zeigt sich ein Lichtstrahl, ein Hoffnungsschimmer. Und so reiht sich Tag an Tag, vielleicht Woche an Woche, Monat an Monat in dumpfer, brütender Trostlosigkeit aneinander. Endgültig vorbei scheint uns die Zeit, da wir voll gesundem Kraft- und Schaffenswillen waren, voll tiefer, strahlender Freude am Leben, umgeben von Menschen, die einem Liebe, Freundschaft und gute Gesinnung entgegenbrachten. Ja, lange Zeit war alles gut, dann auf einmal kam es anders. Der Himmel hatte sich plötzlich verdunkelt, die Wolken schienen tief, ganz tief auf uns herabsinken zu wollen und grau in grau wurde ringsum für uns die Welt. Mit Krankheit, damit verbundener Arbeitslosigkeit und Enttäuschungen jeder Art hatte es angefangen. Ueber Nacht begannen gleichsam all die freundlichen Lichtlein, die einmal in den Tagen des Glückes in unserem Herzen geglüht, Wärme, Freude und Schönheit darin verbreitend, zu erlöschen, eines nach dem andern, bis keines mehr da war. Und nun herrschte in unserem Innern eine trostlose Düsterkeit verbunden mit einer unendlichen Hoffnungslosigkeit. Wir fühlten uns vom Glück endgültig verlassen, einem harten, bösen Schicksal preisgegeben, das mit dem Menschen oft so grausam umgeht und ihn quält und peinigt bis zur Erschöpfung.

Trotz allem Schweren, das in solchen Zeiten auf uns lastet, trotz aller Trauer sollten wir uns von den Heimsuchungen nicht ganz zu Boden drücken lassen. Wir sollten gerade dann allen Mut zusammennehmen und mit Geduld zu tragen suchen, was nun einmal getragen werden muss und nicht abzuwenden ist. Wir sollten uns selbst Trost zusprechen und sagen, dass uns nie schwerer aufgeladen wird, als wir zu tragen vermögen.

Niemals ist das Leben immer nur dunkel, einmal wird auch dem Leidgeprüftesten die Sonne wieder scheinen und über ihn wird wieder der Himmel hell und wolkenlos sein. Und dann werden wir uns wieder emporgehoben fühlen aus aller inneren Not und Verzweiflung. Der böse Bann, der uns eine Zeitlang umfangen hielt, ist von uns gewichen und das Glück wird sich wiederum an unsere Seite stellen. Freier hebt sich das von Kummer gebeugte Haupt, sicherer und festerer wird unser Schritt. Vorbei sind die Tage der Krankheit, des Kummers und der Hoffnungslosigkeit. Wieder stehen wir mitten in der Arbeit und zwar mit jenem stolzen Kraftbewusstsein, das uns unendlich beglückt. Vergessen sind die trüben Sorgenstunden, wo man schon mit dem Leben abgeschlossen hatte, vergessen die ausgestandenen Schmerzen, alle Leiden, die den Schlaf der Nächte und die Ruhe der Tage geraubt hatten. Weit zurück scheint uns alles zu liegen, an dem wir einmal zu zerbrechen vermeinten. Und wir wundern uns, dass wir uns damals so tief sinken lassen konnten, und nicht mehr den Mut und die Kraft aufzubringen vermochten, standhaft und zuversichtlich zu bleiben.

Aber so ist nun einmal der Mensch: Wie schnell ist er entmutigt, wie rasch verliert er den Glauben und die Zuversicht an eine bessere Zukunft.

Wir sollten immer bedenken, dass unser Leben aus Licht und Schatten zusammengesetzt ist. Wenn wir aber das Licht neben den Schatten setzen, gerade dann, wenn wir uns so unglücklich und verlassen fühlen und es in uns so dunkel ist, dann wer-

Gespräch über Vererbung und Physiognomie und über Umwelteinflüsse als Faktor für die Vererbung besprochen hatten. Ich war ungeduldig zu hören, ob sie die Ferien hier verbringe, wohin sie wolle, ob sie die Türkei liebe. Ich wollte wissen, welchen Beruf sie habe oder ob sie noch studiere. Mich interessierte das Wesen, das nicht nur die Schwester meiner Tochter sondern im Aussehen fast sie selbst sein konnte.

«Ich will Architektin werden», sagte sie. «Ich darf nach Paris zu Perret».

«Den Namen kenne ich. Auch ein Schweizer Architekt arbeitet gegenwärtig bei ihm.»

«Ich freue mich darauf», sagte sie. «Ich will mich einmal unabhängig machen und in Smyrna Architektin werden.»

Nach einer Weile sah sie mich mit etwas verschleiertem Blick an: «So ganz meine Heimat ist Smyrna nicht. Meine verstorbene Mutter war wie gesagt Kaukasierin. Sogar eine Prinzessin», fügte sie lachend hinzu. «Dort gibt es, wie Sie wohl wissen, Fürsten mit ganz kleinen Reichen. Jeder ist sich selbst der Herr. Das Volk ist arm, der Boden karg. Aber es ist ein wunderschönes Land. Ich habe meine Mutter leider nicht gekannt. Aber, dass sie einem reichen Türken als Frau folgte, sagt mir, dass sie daheim sehr arm gewesen sein mussten. Mein Vater hat es auch behauptet: Nur ein paar Schafe seien die Untertanen dieses Fürsten gewesen, sagte er. Er weiss aber, dass es mich schmerzt, wenn er so spricht. Mir liegt der Freiheitsdrang und der Stolz des Blutes meiner Mutter in den Adern. Ich bin, trotz des Reichtums meines Vaters, eigentlich sehr unglücklich.» Nach einer Weile des Schweigens fuhr sie hastig fort: «Mein Name ist Tatjana. Ich weiss gar nicht, wieso ich Ihnen gegenüber so aufrichtig war. Ich tue dies sonst nie, jemanden von dem Zwiespalt zu erzählen, der meine ganze Jugend erfüllt hat. Mein Vater wird jetzt gleich kommen, meinte sie, auf die Uhr sehend», bitte tun Sie, als ob Sie mich nicht kennten. Aber denken Sie bitte hie und da an mich. Ich bin die arme Tochter einer kaukasischen Mutter. Mein Vater ist mir dagegen sehr fremd.

Bald darauf kam er herein. Sie bereitete sich zum Gehen vor. Beim Fortgehen ging der Vater zuerst aus der Tür, dann sie. Sie schenkte mir noch einen langen lieben Blick. Ich bezahlte meinen Kaffee und ging fort. Nun weiss ich es: Meine Tochter gleicht einer Kaukasierin. Ich war doch solange im Kaukasus, als junges Mädchen, ich bin über die Pässe gewandert und vor dem Elbrus und Kasbek gestanden und habe ihre wildromantische Pracht bewundert. Ich habe Lermontoff und seine «Bjela», das heisst, «die Weisse» gelesen, die Geschichte jenes stolzen Kaukasiermädchens, das entführt und unglücklich geworden ist, «nicht zuletzt, weil die Heirat mit einem «Ungläubigen» ihr den Himmel verschloss. Wie hat doch auch Lermontoff den Zauber dieser freien Töchter der Berge geschildert, die Schafherdefürsten und ihre schönen weisshäutigen Töchter! Ich habe damals schon oft an den Dichter des «Gefangenen im Kaukasus» denken müssen, wenn ich die Töchter dieser Berge sah . . . Vielleicht ist damals Vieles aus dem Gesehenen und Erlebten ins Unterbewusstsein gesunken. Und wer weiss, vielleicht ist dann, nach vielen Jahren, im Glücke der Erfüllung meines Mutterwunsches, im Augenblick der Zeugung, eine «Bjela» auferstanden. Wenn ich heute meine Tochter ansehe und wenn ich unser Gespräch mit meinem Schwiegersohn in Erinnerung rufe und schliesslich an Tatjana denke, an dieses Ebenbild von ihr, muss ich dies glauben

Else Iten.

Musikwoche Braunwald (16.—24. Juli)

Unsere Gesellschaft der Musikfreunde hatte eine Programmänderung vorzunehmen wegen Unabkömmlichkeit ihres Referenten Prof. Dr. Paumgartner. Die Veranstaltung erwies sich dennoch als durchführbar, auch in anderer Form; so wird sie sich halten können zur Erbauung für viele. Während 16 Jahren haben wir uns zusammengefunden und beglücken lassen durch beste Musik und geistige Führung im Reiche dieser Kunst. Dauernde Freundschaft ist daraus erwachsen, durchglüht von Naturerleben und Werkgestaltung hervorragender Künstler. «Musik und Dichtung der Romantik» erfuhr diesmal eindrucksvolle Ausdeutung durch zwei Abendvorträge Leopold Bibertis. Im ersten öffentlichen Konzert fand Schuberts Klaviertrio in Es-dur, Schumanns Streichquartett in A-dur und Dvoraks Klavierquintett prächtige Wiedergabe durch das Winterthurer Streichquartett und Paul Baumgartner, der sodann zwei unvergessliche Klavierabende gab mit Werken von Weber, Schubert, Schumann, Mendelssohn, Brahms und Chopin. Mit unerreichter Technik verbindet er prägnantesten Rhythmus und umfassende Gestaltungskraft. Antonio Tusa spielte glänzend Griegs Cello-Sonate, temperamentvoll begleitet von Paul Baumgartners Schülerin, der jungen Schwedin Frl. Redlund, welche ihrem Lehrer Ehre machte. — Dem romantischen Gesang huldigte Heinz Rehfuss mit Schuberts Zyklus: «Die schöne Müllerin» in poetisch tief empfundener Darstellung. Als feinsinniger Begleiter waltete am Flügel Paul Baumgartner, desgleichen bei den deutschen und französischen Liedern, aus unserm Kreise in ausgezeichneter Gestaltung dargeboten von Frau Brahm, Sopranistin aus Zürich. — Verschiedene Vormittage wurden von unseerr Kursveranstalterin Dr. Nelly Schmid benützt zu literarischen Beiträgen. Sie las aus (von Prof. Dr. Paumgartner zur Verfügung gestellten Manuskripten) Abhandlungen über Schubert und Schumann — sowie aus Alfred Einsteins und Furtwänglers Schriften äusserst interessante Vergleiche zwischen althergebrachter und moderner Musik, wobei dann zu Ende des Kurses sich angeregte Diskussionen entspannen. Höchst aufschlussreich waren die Ausführungen von Dr. Menzel (Basel), welcher in einer Teilausstellung seiner Hand- und Notenschriftensammlung Dichter und Komponisten von der Romantik bis heute vorführte. Die Zürcher Pianistin Bethy Sieber-Blatter spielte eine Reihe Lieder ohne Worte von Mendelssohn durchdacht und durchfühlt. Gewandt begleitete sie auch die romantischen Gesänge von Susanne Koehler (St. Gallen), deren Sopran warm und innig erklang.

Der gute Besuch aller öffentlichen Konzerte bewies aufs neue, wie sehr man im Glarnerland und zur Ferienzeit wertvolle Musik zu schätzen weiss.

H. Lr.

Der Brunnen

Es plätschert ein Brunnen
unter dem Baum.

Er plätschert und plaudert
die ganze Nacht.

Er plaudert hinein
in meinen Traum

Und hat im Traum
mich fröhlich gemacht.

Emma Vogel

An ein Geburtstagskind

Es gibt in jedem Kalenderjahr Lichtpunkte, Tage, über denen ein besonderes Sternlein steht. Sie sind in unserem Herzen vermerkt und die Gedanken daran treiben bereits in der Morgenfrühe ein beglückendes Spiel der Erinnerung. Ein solch frohes Geranke ziert mir seit vielen, vielen Jahren der 17. August, bedeutet dieser mir doch den Geburtstag eines mir besonders lieben Menschen. Ob er grau und trüb, ob er sonnenhell als richtiger Sommertag beginnt, mir scheint er zum vorneherein licht, froh, so, als läge über seinem Beginn schon etwas vom frisch-frohen Wesen, der Lebensfreude und Lebensbejahung des Festkindes selbst. Betrittst du als Gratulant die blumengeschmückte Stube, fühlst du dich sofort aufgenommen in die gesunde, wohlige Atmosphäre. Blitzende blaue Augen grüssen dich mit frohem Lachen, Festfreude ist da, und sie erlaubt kein wehmütiges Rückwärtsschauen. Mit Frohmut, neuer Energie und unverlierbarem Glauben an alles Kommende wird hier der Schritt über die Schwelle, ins neue Jahr hinein getan. —

Gross ist die Schar derer, die heute in Liebe, Dankbarkeit und Verehrung deiner gedenken, liebes Geburtstagskind. Die Jungen, die Alten, die Glücklichen, die Trauernden, die Hilfsbedürftigen, sie alle haben einmal den Zugang zu deinem starken mütterlichen Herzen gesucht und gefunden, sich Zustimmung, Aufmunterung, Rat, Trost und Hilfe geholt. Wie aus nie versiegendem Quell wusstest du zu spenden, einem jeden das Seine. Das Wissen um deine Bereitschaft zu jeder Stunde, in jeder Lebenslage ist es, das uns immer wieder beglückt. Selbst wenn es blitzt in deinen blauen Augen, wenn Diskutier- und Kampflust aus ihnen sprüht, wir glauben an dich, du weisst, wir beugen uns anerkennend vor deinem Können, deinem Wissen, vor dem überaus gütigen Wesen unserer Eidgenössischen Expertin für das hauswirtschaftliche Bildungswesen, Frau Stambach-Suter! Die stattliche Zahl deiner Freunde ist sich heute einig im Glückwunsch, deine Gesundheit, dein Frohmut, dein frisches Temperament möchten dir auch im neuen Lebensjahre dein Schaffen ermöglichen, damit es sich weiterhin an unserer Jugend auswirke, welcher du jahrelang Führerin warst, und an uns anderen allen zum Wohle und Gedeihen. 65 Jahre liegen hinter dir. Voller Verantwortung tatest du die Aussaat. Die Ernte darf dich mit Dank und Freude erfüllen! E. ST.-H.

---

den wir bei näherem Zusehen erkennen können, dass dieser Schatten neben dem Licht auf einmal gar nicht mehr so grau und düster ist.

Nie sollten wir vergessen, dass wir uns selbst keinen Dienst erweisen, wenn wir uns vom Schicksal derart niederdrücken lassen, dass wir den Blick nicht mehr nach oben zu heben vermögen, woher aller Trost kommt.

Man sollte sich immer vor Augen halten, dass es ja gerade die leidvollen Stunden sind, die uns innerlich formen und wachsen lassen.

Lilly Wiesner

Noch keine Auszahlung aus der Bundesfeiersammlung 1951!

Einer Mitteilung des Schweizerischen Bundesfeierkomitees ist zu entnehmen, dass die Propaganda zur vergangenen Bundesfeieraktion zugunsten notleidender Mütter einer grossen Zahl von Gesuchen um Beiträge aus dieser Sammlung gerufen habe. Die meisten dieser Gesuchsteller erwarten, dass die Verteilung dieser Gelder nun sofort erfolge. Diese Auffassung ist irrig. Soll die Verteilung nicht wahllos und rein zufällig erfolgen, muss sie systematisch und gründlich vorbereitet werden. Auch muss man vorerst einigermassen über die Höhe der zur Verfügung stehenden Mittel orientiert sein. All das erfordert Zeit, so dass Gesuche um Beiträge aus der Sammlung vorläufig noch zurückgelegt werden müssen.

Nachrichtendienst für die Frau

Bahnhof-Stewardessen

Die Beliebtheit der Luftstewardessen hat dazu geführt, dass man auf zwei grossen Pariser Bahnhöfen, St. Lazare und du Nord, probeweise Bahnhofs-Stewardessen eingestellt hat. Natürlich sind sie, wie wäre das in Paris anders möglich, schick und elegant, dabei haben sie ein Feld der Tätigkeit, in das sich anderswo die Bahnhofsmission, das Reisebüro und der Fremdenverkehrsverein teilen.

Sie müssen die Anschlusszüge im Kopf haben, die Pariser Stadtverkehrsmittel und ihre Fahrpläne kennen und in der Stadt Bescheid wissen. Sie müssen sagen können, wo gut und preiswert gekauft werden kann, wo man sich ausgezeichnet amüsiert. Anderseits müssen sie die Kinder behüten, alten Leuten beim Umsteigen behilflich sein und anders mehr ist ihnen anvertraut. Dieser vielseitige Beruf erfordert gute Sprachkenntnisse. L. P.

Auch im reichen Schweden

In Schweden gibt es die schönsten und modernsten Krankenhäuser, und es fehlt auch nicht an Kranken, die sich dort pflegen lassen möchten, aber man kann ganze Stockwerke nicht belegen, — aus Mangel an Aerzten und Pflegerinnen. Man hat jetzt hundert österreichische Aerzte und Aerztinnen nach Schweden geholt, die nach einem kurzen Vorbereitungskursus sogleich eine Anstellung bekommen.

Die jungen Schwedinnen sind, wie auch in anderen Ländern, mit dem unverhältnismässigen geringen Gehalt nicht zufrieden. Aus diesem Grunde haben augenblicklich die Operationsschwestern gekündigt, um gemeinsam höhere Bezahlung zu erzwingen. P.

Frauenfachleute in England

Das «British Exportation Board» hat im Rahmen der Bemühungen um die englische Exportausweitung Mitteilungen herausgegeben, die besagen, dass nach den Verstärkungsausweisen für die Ausfuhren britischer Standardwaren seit 18 Monaten solche Betriebe die besten Erfolge hatten, die entweder im Besitz von Frauen oder unter Beratung und Leitung weiblicher Fachleute stehen. Dazu gehören die britische Modewarenwirtschaft, die Exportindustrie für Andenken- und Geschenkartikel, die Ausfuhr von Wäsche und Ausstattungserzeugnissen und auch die Schuhwarenindustrie des Landes. Es kann infolgedessen nicht verwundern, wenn die Bemühungen bei diesen Industriegruppen lebhafter wurde, für ihre Exportabteilungen weibliche Mitarbeiter in die führenden Positionen zu bekommen. Die gebotenen Gehälter haben binnen acht Wochen eine Aufwärtsbewegung zwischen 50 bis 75 Prozent erreicht. Die Zahl der neu auf den Plan erschienenen Frauen für diese Arbeitsfächer wird aber als gering gemeldet, was auf einen hohen Grad von Selbstprüfung der Bewerberinnen hindeutet. P.

Frauenwirken in Italien

Italien sah sich veranlasst, gegen das zunehmende Unwesen seiner Hausierer, Wanderhändler und fliegenden Verkäufer eine Gesetzbestimmung herauszugeben, die besonders den Fremdenverkehr schützen will, der vielfach durch unzuverlässige Elemente geschädigt worden war. Nun ist es interessant, dass ausdrücklich Frauen von diesem Verbot ausgenommen werden, nachdem der Vorbericht des Wirtschaftssekretärs Gioroldi bei der entsprechenden Gesetzeskommission an Hand von statistischen Unterlagen festgestellt hatte, dass die weiblichen Wanderhändler durchweg gute, und zwar inländische Waren in entsprechender Art anpreisen, auch an Fremde verkaufen. Dadurch könne die italienische Warenerzeugung nur einen Vorteil haben, indem diese Frauen es nachweislich darauf ablegten, den fremden Kunden auch den Weiterbezug ähnlicher Artikel aus Italien zu empfehlen. Nun will man durch Fachkurse die weiblichen Wanderhändler des Landes in eine Art Werbetruppe ambulanter Natur für italienische Artikel ausbilden, die dann indirekt für den italienischen Export eine ausschlaggebende Rolle durch die Herstellung der Bekanntschaft zwischen einheimischer Warenproduktion und den Fremden in Italien spielen könnten. P.

Anna Tumarkin

Jahre der Krankheit haben sie zuletzt von uns ferngehalten, aber ihre Erinnerung ist lebendig unter uns und wird durch den Tod (7. August) nicht ausgelöscht werden. Prof. Dr. Tumarkin war die erste Frau in Europa, die das Recht hatte, Dissertationen und Prüfungen abzunehmen. Ihre philosophischen Werke, ihre interessante Lehrtätigkeit sichern ihr einen ehrenvollen Platz in der Geschichte des schweizerischen Geisteslebens. Die Frauen aber fanden bei ihr Vorbild und Rückhalt, und werden ihr dafür immer Dank wissen. Als wissenschaftliches Frauenwerk schuf sie mit Fräulein Dr. Wernly den SAFFA-Katalog der Publikationen von Schweizerfrauen. Halten wir fest, was zum 70. Geburtstag eine ehemalige Schülerin schrieb, dankend schrieb: «Es ist so wichtig, dass wir Frauen im Denken erzogen werden und so schön, wenn das durch eine Frau geschehen kann.» bfb

---

«Heim» Neukirch an der Thur

VOLKSBILDUNGSHEIM für MAEDCHEN
Herbst 1951

Ferienwochen und Wochenende für Männer und Frauen

Leitung: Fritz Wartenweiler

6.—13. Oktober:
Herbstferienwoche: Erziehungsnöte — Erziehungshilfen

Ausführliche Programme für die Ferienwochen und Wochenende und Prospekte für den Winterkurs sind zu erhalten bei

Didi Blumer
«HEIM» Neukirch an der Thur

Veranstaltungen

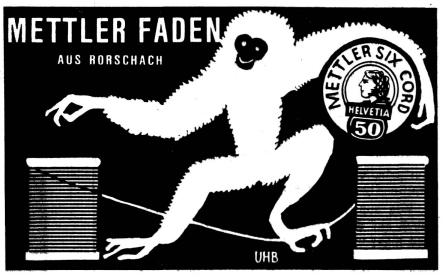
Bern: Frauenstimmrechtsverein. Donnerstag, 6. September 1951, um 20 Uhr: Zusammenkunft im Dählhölzli. Traktanden: 1. Frau Dr. Debrit spricht Worte des Gedenkens zum Hinschied von Prof. Dr. Anna Tumarkin. 2. Bericht von Frl. Dr. Lüscher über die G. V. des schweiz. Verbandes für F. S. in Winterthur. 3. Bericht von Frau Gonzenbach über die Kontaktnahme mit dem Ständerat, der die Motion über das Frauenstimmrecht in der Herbstsession behandeln wird. 4. Bericht von Frau Flück über einen Besuch bei den Flüchtlingen (Hard core Fälle) in Saanen.

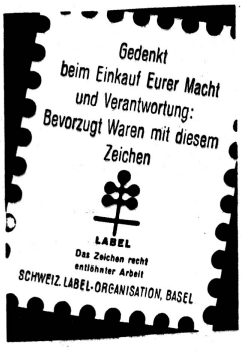
Radiosendungen für die Frauen

sr. Sonntag, 2. September, um 15.30 Uhr, bietet Marcel Gollé seine zweite Plauderei über «Blumen als Schmuck der Erde. — Montag, 3. September, werden um 14 Uhr in der Sendung «Wir Frauen in unserer Zeit Berichte aus dem In- und Ausland gegeben. — Dienstag, 4. September, berichtet um 16 Uhr Prof. Dr. Georg Staffelbach in Luzerner Mundart von den dortigen Trachten und Gebräuchen: Was d'Luzärnerinne aus aleggit und chüechlit. — Mittwoch, 5. September, vermittelt Robert Stäger um 14 Uhr unter dem Titel «Fröndi Chind im Huus ein Familienbild aus unseren Tagen. Um 16.20 Uhr folgt die 3. Plauderei im Zyklus «Blumen als Schmuck der Erde.» — Die Rubrik «Notiers und problers» am Donnerstag, 6. September, um 14 Uhr, bringt eine «Marktrundschau für die Schweizer Hausfrau», «Allerlei Neuheiten», «Konfitüriges» und «Die drei Wünsche». — Am Freitag, 7. September, um 13.25 Uhr, singen und spielen beliebte Künstler für die Frauen». In der «halben Stunde der Frau» um 14 Uhr wird vorerst ein neuer Zyklus eröffnet: Aerztinnen sprechen über «Körperliche und seelische Gesundheitspflege der Frau». Die erste Sendung ist dem Thema «Wie pflege ich meinen Körper?» gewidmet. Anschliessend plaudert Elisabeth Thommen mit den Hörerinnen.

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, abwesend.
Vertretung: Frau E. von Arx, im Stückler 15, Zürich 48, Tel. (051) 52 53 79
Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

SCHAFFHAUSER WOLLE





Haushaltungsschule z. Kreuz
Herzogenbuchsee (Internat)
3- und 6monatige Haushaltungskurse m. Lehrplan d. obligat. Fortbildungsschulen, Spezialkurse f. Kochen. Beginn d. Kurse: 1. Nov., 1. Febr., 1. Mai, 1. Aug. Prosp. durch d. Schule. T. (063) 5 10 18.

HANS KASPAR A. G.
Trustfreie Speisefettfabrik
Zürich 3/45
Telephon (051) 33 11 22 Ipsophon (051) 33 11 27

Wie eine Brille ohne Gläser, denk daran, ist ein Frühstück ohne Hacosan!
Die Haco-Gesellschaft AG., Gümligen, stellt dieses bewährte Nähr- und Kräftigungsmittel seit über 23 Jahren her. Grosse Büchse 500 g zu Fr. 3.30 überall erhältlich.

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70

Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Ein Abonnement auf das **Schweiz. Frauenblatt** als Geschenk bereitet Freude

TEMPO

Die Waschmaschine von besonderer Qualität und Leistungsfähigkeit

Ab Fr. 590.—
+ Wust

in Monatsmiete mit Anrechnung ab Fr. 29.15

mit oder ohne Mange
mit oder ohne Heizung
für Licht- oder Kraftstrom
für Wohnung oder Waschküche

Verlangen Sie eine Gratis-Demonstration bei Ihnen zu Hause

KÜHLSCHRANK KIENER

Spezialgeschäft für Kühlschränke und Waschmaschinen

Badenerstrasse 119, Zürich 4
beim Bezirksgebäude, Ecke Grüngasse

Telephon 56 66 67

LUZERN · BERN · BASEL

Inserate im Schweizer Frauenblatt haben immer Erfolg!